

Energieia und Ergon

Sprachliche Variation – Sprachgeschichte – Sprachtypologie

Studia in honorem Eugenio Coseriu

herausgegeben von
Jörn Albrecht, Jens Lüdtke und Harald Thun

Allg
Y
Cos 3

4190/PP



Tübinger Beiträge zur Linguistik · Band 300

Energieia und Ergon

Sprachliche Variation – Sprachgeschichte – Sprachtypologie

Band I

Schriften von Eugenio Coseriu
(1965–1987)

eingeleitet und herausgegeben von
Jörn Albrecht

Allg
Y
Cos 3

gnv Gunter Narr Verlag Tübingen

Universität Tübingen
NEUPHIL. FAKULTÄT
BIBLIOTHEK

doch bemerkt er nicht, daß die Erscheinung der Analogie eine zumindest partielle Negation seiner Unterscheidung von Synchronie und Diachronie einschließt. Er bemerkt es auch deshalb nicht, weil diese Trennung für ihn zugleich eine Trennung von "Grammatik" und "Phonetik" (von Technik und "Material") bedeutet.

3. Partikeln und Sprachtypus

Zur strukturell-funktionellen Fragestellung in der Sprachtypologie

1. Die sog. Partikeln oder "Satzadverbien" vom Typ *zwar, ja, wohl, denn, eigentlich, immerhin* usw. sind durch ihre Anzahl sowie durch Umfang und Vielfalt ihrer Verwendung zweifelsohne ein charakteristischer Zug des Deutschen im Vergleich zu anderen europäischen Sprachen. So würde man z.B. in einer Situation, in welcher ein Italiener einfach *Che c'e?* oder höchstens *Be', che c'e?* sagt, im Deutschen meist nicht *Was ist?*, sondern eher – und in gewisser Hinsicht "normalerweise" – *Was ist schon dabei?* oder *Was ist denn schon dabei?*, ja sogar *Na, was ist denn schon dabei?* sagen. Ebenso waren bekanntlich Partikeln dieser Art charakteristisch für das Altgriechische¹. Angesichts dieser Übereinstimmung zwischen nicht unmittelbar verwandten Sprachen darf man sich fragen, welches ihr typologischer Status vom Gesichtspunkt einer strukturell-funktionellen Sprachtypologie aus sein kann.

2.1. Die strukturell-funktionelle Sprachtypologie – die u.E. dem ursprünglichen und eigentlichen Sinn der Sprachtypologie schlechthin entspricht – ist Feststellung und Erklärung (= Begründung, Motivierung) von sinnvollen konkreten Zusammenhängen in der Gestaltung der Sprachen, d.h. Zurückführung von in den Sprachsystemen verschiedenen Verfahren und Funktionen auf einheitliche strukturell-funktionelle Prinzipien und somit Identifizierung der ideellen Einheit einer jeden Sprache (soweit eine solche Einheit überhaupt besteht)².

2.2. Schon die Wegbereiter bzw. Begründer der Sprachtypologie – unter ihnen Adam Smith und A.W. Schlegel – vertreten im Grunde eben diese Auffassung vom Sprachtypus, wenn auch nur intuitiv und zunächst nur in bezug auf gewisse allgemeine Ausdrucksverfahren. So umfaßt bei Adam Smith die periphrastische Verfahrensweise ("composition") die Präpositionen als Zeichen von Kasusfunktionen und die Hilfsverben, d.h. zwei in den entsprechenden Sprachsystemen völlig verschiedene Verfahren; und bei A.W. Schlegel kommen der Artikel, die die Verbalflexion kennzeichnenden Personalpronomina und die periphrastischen Mittel zur Steigerung von Adjektiven hinzu. Ebenso umfaßt die "Flexion" – als Gegenteil der periphrastischen Verfahrensweise – schon anfangs die Konjugation, die Deklination und die sog. synthetische Steigerung der Adjektive, d.h. wiederum verschiedene Einzelverfahren: die Flexion ist nicht etwa ein Verfahren mit einer Funktion, sondern eine Kategorie von Verfahren mit einer ebenfalls kategoriellen Funk-

1 Auf diese "Ähnlichkeit" der beiden Sprachen hat schon G. von der GABELENTZ (1891: 99) ausdrücklich hingewiesen.

2 S. dazu den vom Verf. auf dem Rask-Hjelmslev-Symposium in Kopenhagen, 1979, gehaltenen Vortrag: "Der Sinn der Sprachtypologie". COSERIU (1980a) [in diesem Band unter IV. 1: 161–172].

tion³. Die Sprachtypologie wird also von Anfang an als Identifizierung von sinnvollen Zusammenhängen in der Gestaltung der Sprachen, als Entdeckung der "technischen" Einheitlichkeit einer jeden Sprache aufgefaßt; und der Sprachtypus (wenn auch unter dem Namen "Gattung" oder "Klasse") als Gestaltungsprinzip oder als die jeweilige Gesamtheit der Gestaltungsprinzipien, die die jeweilige strukturelle Einheitlichkeit dieser oder jener Sprachen (evtl. auch nur einer einzigen Sprache) ausmachen.

2.3. Diese schon in den Anfängen der Sprachtypologie intuitiv gegebene Idee von Typus und Typologie wurde erst später von W.v. Humboldt und G. von der Gabelentz explizit gemacht und weiter begründet. Humboldt behandelt den Sprachtypus in diesem Sinne unter dem Namen "Form" bzw. "charakteristische Form" einer Sprache. Darüber schreibt er u.a. in der Einleitung zum *Kawi-Werk*:

"Die charakteristische Form der Sprachen hängt an jedem einzelnen ihrer kleinsten Elemente; jedes wird durch sie, wie unmerklich es im Einzelnen sey, auf irgend eine Weise bestimmt".

"Es versteht sich indes von selbst, dass in den Begriff der Form der Sprachen keine Einzelheit als isolierte Thatsache, sondern immer nur insofern aufgenommen werden darf, als sich eine Methode der Sprachbildung an ihr entdecken läßt".

"Denn in jeder Sprache liegt eine solche . . . zusammenfassende Einheit . . . Dieselbe Einheit muss sich also in der Darstellung wiederfinden; und nur wenn man von den zerstreuten Elementen bis zu dieser Einheit hinaufsteigt, erhält man wahrhaft einen Begriff von der Sprache selbst, da man, ohne ein solches Verfahren, offenbar Gefahr läuft, nicht einmal jene Elemente in ihrem realen Zusammenhange zu verstehen" (HUMBOLDT: 1835/1963: 420, 423).

Die "Form" in diesem Sinne ist also für Humboldt das einheitliche Gestaltungsprinzip bzw. das einheitliche Gefüge von Gestaltungsprinzipien einer Sprache, ihre "zusammenfassende Einheit", das "reale" Zusammenhängen ihrer Elemente⁴. Ebenso für Gabelentz, dem unabhängig von Humboldt – oder zumindest ohne Bezug auf Humboldt – eine ähnliche Entdeckung von Gestaltungszusammenhängen ("Induktion") vorschwebt:

"Es scheint aber auch, als wären in der Sprachphysiognomie gewisse Züge entscheidender als andere. Diese Züge gälte es zu ermitteln; und dann müsste untersucht werden, welche andere Eigenthümlichkeiten regelmässig mit ihnen zusammentreffen. Ich denke an Eigenthümlichkeiten des Wort- und des Satzbaues, an die Bevorzugung oder Verwahrlosung gewisser grammatischer Kategorien. Ich kann, ich muss mir aber auch denken, dass alles dies zugleich mit dem Lautwesen irgendwie in Wechselwirkung stehe. Die Induction, die ich hier verlange, dürfte ungeheuer schwierig sein; . . . Aber welcher Gewinn wäre es auch, wenn wir einer Sprache auf den Kopf zusagen dürften: Du hast das und das Einzelmerkmal, folglich hast du die und die weiteren Eigenschaften und den und den Gesamtcharakter!"⁵ (GABELENTZ: ²1901/³84: 481).

3 Zu den Sprachtypologien von Adam Smith und A.W. Schlegel vgl. COSERIU (1968b: 46–54) und COSERIU (1972: insb. 115 f.).

4 Cf. COSERIU (1972: insb. 120–122) und COSERIU (1970b: 54).

5 Zum Stellenwert dieses Passus in der Sprachauffassung von G. von der Gabelentz cf. COSERIU (1967: 95 f.).

Diese "Induktion" nennt Gabelentz ausdrücklich "Typologie", betrachtet sie allerdings als "ungeborenes Kind". Letzteres gilt sicherlich – trotz der schon in der traditionellen Typologie mitgegebenen Intuition und trotz ähnlicher Ansätze in neueren Typologien – weitgehend heute noch im Bereich der sprachtypologischen Forschung, so wie diese üblicherweise verstanden wird⁶. Die interessanteste und kohärenteste unter den modernen Typologien, nämlich die Typologie "der bevorzugten Zusammenhänge" von V. Skalička, nähert sich zwar in gewisser Hinsicht der von Humboldt und Gabelentz verlangten "Induktion"; als Typologie der abstrakt möglichen Verfahren für im Grunde als analog verstandene Funktionen entspricht sie jedoch einer anderen Art Sprachtypologie, auch wenn ihre ersten Ansätze ebenfalls bei Humboldt zu finden sind (vgl. COSERIU: 1972: 122 f.). Auch sind demzufolge Sprachtypen für Skalička "Konstrukte", und er "konstruiert" mit guten Gründen deren fünf, die (in verschiedenem Ausmaß miteinander kombiniert) für alle Sprachen der Welt gelten sollen⁷. Eine konkrete strukturell-funktionelle Typologie im Sinne Humboldts muß hingegen nicht nur Verfahren, sondern auch – und sogar an erster Stelle – (inhaltliche) Funktionen "typisieren" (d.h. in sinnvolle Zusammenhänge miteinander bringen), und für sie kann der Sprachtypus kein Konstrukt sein, sondern nur ein reales Faktum der funktionellen Gestaltung einer jeden Sprache; deshalb weiß eine solche Typologie auch nicht im voraus, wieviele Sprachtypen es geben kann, denn diese müssen zunächst für die verschiedenen Sprachen ermittelt werden.

2.4. Dem "ungeborenen Kind" kann man u.E. zur Geburt nur dann verhelfen, wenn man den Sprachtypus als eine Ebene der einzelsprachlichen Strukturiertheit ansetzt, d.h. wenn man in der Struktur der Einzelsprachen die drei Ebenen der Sprachnorm, des Sprachsystems und des Sprachtypus unterscheidet⁸. Und in diesem Sinne wurde ja das von Gabelentz postulierte Kind schon geboren, und es lebt schon, wenn auch vorerst nur unerkannt und am Rande der heute üblichen Sprachtypologie⁹. Hier nehmen wir uns vor, ihm zu einem regeren und differenzierteren Leben zu verhelfen.

3.1. Eine Einzelsprache ist eine traditionelle (historisch gewordene) Technik des Sprechens und als solche ein strukturiertes Gefüge von inhaltlichen Funktionen und ihnen entsprechenden Ausdrucksverfahren. In diesem "technischen" Gefüge kann man nun drei Strukturebenen unterscheiden, und zwar die schon erwähnten Ebenen der *Sprachnorm*, des *Sprachsystems* und des *Sprachtypus*.

Die Sprachnorm umfaßt alles, was in der Realisierung einer Einzelsprache im Sprechen traditionell und zumindest gewissen Sprechergruppen gemeinsam ist, und zwar unabhän-

6 Zum Stand der Sprachtypologie um 1958 (der sich aber bis heute nicht wesentlich geändert hat) cf. den grundlegenden und klärenden Aufsatz von SKALIČKA (1958: 224–232).

7 Cf. insb. SKALIČKA (1966: 163–175).

8 Zur Unterscheidung von Sprachnorm und Sprachsystem cf. COSERIU (1952/75: 11–101) zur Unterscheidung Sprachnorm – Sprachsystem – Sprachtypus cf. insb. COSERIU (1966/78: 229–235), und COSERIU (1968/75: 1 f.) sowie die in der folgenden Fn. angeführten Beiträge.

9 Vgl. die Anwendung dieser Auffassung vom Sprachtypus auf die romanischen Sprachen in unserem Kongreßbeitrag "Sincronía, diacronía y tipología" (COSERIU 1968a: 269–281) dt. Übers.: COSERIU (1979a: 77–88) [in diesem Band unter IV, 2: 173–184] und in dem bisher nur in provisorischer Form erschienenen Vortrag *Essai d'une nouvelle typologie des langues romanes*, COSERIU (1971b), [dt. Übers.: in diesem Band unter IV, 5: 207–224].

gig von dem Ausmaß, in dem es auch in objektiver Hinsicht funktionell ist: sie ist die Gesamtheit der für eine Sprache "üblichen" traditionellen Realisierungen. Das Sprachsystem hingegen umfaßt alles, was in einer Norm (bzw. in verschiedenen Normen in gleicher Weise) objektiv funktionell ("distinktiv") ist, d.h. die funktionellen Oppositionen und Verfahren, die eine einzelsprachliche Struktur im eigentlichen Sinne ausmachen. Und der Sprachtypus umfaßt die Kategorien von inhaltlichen und materiellen Oppositionen, die Typen von Funktionen und Verfahren eines Sprachsystems (oder auch verschiedener Sprachsysteme, wenn sie darin doch identisch sind), d.h. die funktionellen Prinzipien einer Sprachtechnik, und ist in dieser Hinsicht die Gesamtheit der funktionellen Zusammenhänge zwischen auf der Ebene des Systems verschiedenen Funktionen und Verfahren.

3.2. Der Sprachtypus in diesem Sinne ist zunächst Gegenstand der einzelsprachlichen Beschreibung, und die Sprachtypologie ist eine – übrigens für das richtige und vollständige Verstehen einer Sprache notwendige – Sektion der beschreibenden strukturellen Linguistik, die sich ja jeweils nur mit einem Sprachsystem befaßt. Der Sprachtypus muß grundsätzlich für jedes Sprachsystem getrennt "induziert" und beschrieben werden: Er ist an erster Stelle die technische Einheit einer Sprache. So wie ein Sprachsystem mehreren Realisierungsnormen entsprechen kann, kann zwar ein und derselbe Sprachtypus teilweise oder auch im ganzen mehreren (auch historisch nicht unmittelbar zusammenhängenden) Sprachsystemen entsprechen. In verschiedenen Normen identische Fakten können jedoch auf der funktionellen Ebene der Sprachsysteme verschieden sein (d.h. sie können in verschiedenen Oppositionen funktionieren) und umgekehrt; und das gleiche gilt für das Verhältnis zwischen dem Sprachsystem und dem Sprachtypus. Eine funktionelle Ähnlichkeit, insb. zwischen historisch nicht unmittelbar zusammenhängenden Sprachsystemen (auch z.B. das reichliche Vorhandensein von Partikeln mit ähnlicher Funktion im Deutschen und im Altgriechischen), ist vorerst und an und für sich noch nicht typologisch maßgebend, denn die entsprechenden "systemhaften" Fakten könnten auch von verschiedenen Prinzipien herrühren, d.h. zu verschiedenen Zusammenhängen (= typologischen Einheiten) gehören. Erst die Ähnlichkeit bzw. Identität der technischen Prinzipien und folglich der entsprechenden funktionellen Zusammenhänge macht die typologische Affinität bzw. Identität aus¹⁰. Mehr noch: auch das empirisch auf der Ebene der Sprachsysteme allein festgestellte Zusammenhängen, die bloße positive oder negative Koexistenz von Funktionen oder Verfahren (etwa vom Typ: "wenn x, dann auch y" bzw. "wenn x, dann nicht y") ist an sich nicht unbedingt typologisch relevant, denn die realen einheitlichen Zusammenhänge auf der Ebene der Sprachtypen könnten doch

10 Deshalb bleiben Charakterisierungen wie "S-O-V-Sprache", "S-V-O-Sprache" eigentlich auf der Ebene der Sprachsysteme, und sie sind keine typologischen Charakterisierungen, sondern nur partielle und in theoretischer Hinsicht belanglose Klassifizierungen von Sprachen, wenn sie diese Reihenfolge der Satzglieder nicht mit anderen Fakten derselben Sprachen in Zusammenhang bringen. Dies abgesehen davon, daß sie auch als partielle Klassifizierungen einfach falsch sind, wenn sie die Identität der mit "S" oder "O" gekennzeichneten Funktionen in den verschiedenen auf diese Weise "charakterisierten" Sprachen annehmen. So wurde z.B. auch das Japanische schon mehrmals als S-O-V-Sprache eingestuft. Die Existenz im Japanischen von Funktionen wie "Subjekt" und "Objekt" in unserem (europäischen) Sinne ist aber zumindest fraglich, da schon das japanische Verb nie "Handlungen" wie die meisten "europäischen" Verben, sondern stets nur reine "Geschehnisse" bezeichnet.

andere sein. Nur wenn das empirisch festgestellte Zusammenhängen in auffallendem Ausmaß besteht (d.h. wenn es zahlreichen Ähnlichkeiten entspricht), liegt die Vermutung nahe, daß es durch den Sprachtypus bedingt sein kann, und die empirische "Koexistenz" erhält somit einen besonderen heuristischen Wert für die Sprachtypologie.

3.3. Dies ist nun aber beim Deutschen und Altgriechischen der Fall, da die oft bis ins Detail gehenden strukturell-funktionellen Ähnlichkeiten zwischen den beiden Sprachen auffallend zahlreich sind, und meist können sie weder durch den ursprünglichen historischen (genealogischen) Zusammenhang noch als Ergebnis der Beeinflussung der einen Sprache durch die andere gerechtfertigt werden¹¹.

4. Von diesen vielen auf der Ebene der Sprachsysteme übereinstimmenden Fakten, oder besser Faktenbereichen, wählen wir hier für unseren Zweck drei aus: die Partikeln, die präfigierten Verben und die Nominalkomposition, die uns für unseren Zweck besonders aufschlußreich zu sein scheinen.

4.1.1. Wie das Deutsche verfügte auch das Altgriechische über ein sehr umfangreiches und als Ganzes dem deutschen ähnliches, wenn auch freilich z.T. anders strukturiertes System von Partikeln wie z.B. *ἄλλά, ἄρα, ἀτάρ, γάρ, ἤτοι, ἦ, οὖν, δὲ* usw., und wie im Deutschen konnten auch im Altgriechischen Partikeln miteinander kombiniert erscheinen, und zwar sowohl mit "additiver" als auch mit einheitlicher Funktion (cf. z.B. *μὲν ... δὲ* gegenüber *καὶ δὲ*)¹². Mehr noch, in den meisten Fällen kann man altgriechische Partikeln mit deutschen Partikeln "übersetzen" (wenn auch nicht stets mit den gleichen), d.h. man kann je nach den Kontexten genaue oder so gut wie genaue Entsprechungen feststellen, wie z.B.: *ἄλλά* (am Anfang einer Äußerung) – *mal* (einmal), *nun* (cf. *ἀλλὰ λέγωμεν* – *sagen wir mal*); *ἀλλά* (nach einem negativen Ausdruck) – *einfach*; *ἄρα* – *wohl, doch*; *ἀτάρ* – *doch, dennoch, immerhin, allerdings*; *γάρ* – *denn, nämlich, freilich*; *ἤτοι* – *freilich, gewiß*; *ἦ* – *etwa*; *οὖν* – *also, freilich, sicherlich*; *που, πως, τι* – *etwa*; *μὲν ... δὲ* – *zwar ... aber*; *καὶ δὲ* – *doch, ja* (z.B. *καὶ δὲ βλέπω* – *ich schaue ja*).

4.1.2. Ebenso charakteristisch sind für die beiden Sprachen wegen ihrer Anzahl und wegen der weitgehend offenen Möglichkeit ihrer Bildung die präfigierten Verben¹³. So hat man im Deutschen gegenüber frz. *tomber*, it. *cadere*, sp. *caer* (allein oder mit syntagmatischen Determinationen) *fallen* und daneben *hinfallen, abfallen, ausfallen, vorfallen, zurückfallen, hineinfallen, überfallen, umfallen* usw. Ebenso neben *gehen: durchgehen, umgehen, untergehen, übergehen, abgehen, ausgehen, aufgehen, mitgehen* usw. Und im Altgriechischen hatte man neben *πίπτω: ἀναπίπτω, ἀντιπίπτω, ἐκπίπτω, ἐμπίπτω, εἰσπίπτω, ἐπιπίπτω* ("überfallen", auch im Sinne von "angreifen"), *διαπίπτω, καταπίπτω*,

11 Eine aufgrund von Hinweisen von mir hergestellte Liste solcher Ähnlichkeiten findet man in der Tübinger Dissertation von WEYDT (1969: 111 f.).

12 Ausführlicher zu den Ähnlichkeiten zwischen dem deutschen und dem altgriechischen Partikelsystem bei WEYDT (1969: 104–111).

13 Diese Verben werden meist als "Komposita" betrachtet. In Wirklichkeit entsprechen sie (zusammen u.a. mit der Diminutiv-, Augmentativ- und Kollektivbildung) einem völlig anderen Wortbildungsverfahren, das man "Modifizierung" nennen kann; cf. COSERIU (1968/78: 268–271).

ἐπειπίπτω, ἐπικαταπίπτω usw.; neben βαίνω: διαβαίνω, ἀμφιβαίνω, περιβαίνω, καταβαίνω, ὑπερβαίνω, ἀποβαίνω, ἐκβαίνω, ἀναβαίνω, συμβαίνω usw.; neben ἄγω: ἀνάγω, ἀπάγω, διάγω, εἰσάγω, ἐξάγω, κατάγω, προάγω, προσάγω, συνάγω, ἐπανάγω, ἐξανάγω usw. Und auch in diesem Fall kann man oft (wie eben bei ἐπιπίπτω – überfallen) genaue oder so gut wie genaue Entsprechungen im Detail feststellen; cf. z.B. ἐπισκοπῶ – überprüfen, ἐγχῶ, εἰσχῶ – eingießen, εἰσάγω – einführen, ἀποβαίνω, ἐκβαίνω – ausgehen, διαδίδωμι – durchgeben, ἀναλαμβάνω – aufnehmen, συμπράττω – mitmachen.

4.1.3. Nicht weniger charakteristisch ist für die beiden Sprachen die Nominalkomposition. So kann man z.B. gegenüber verschiedenen lexikalischen Einheiten im Spanischen (*billete, entrada, ficha, mapa*, evtl. mit zusätzlichen syntagmatischen Determinationen) im Deutschen stets nur *Karte* als zweites Element eines Kompositums haben (*Fahrkarte, Eintrittskarte, Karteikarte, Landkarte* usw.). Und es ist bekannt, daß im Altgriechischen die im Sprachsystem gegebene Möglichkeit der Nominalkomposition so gut wie unbegrenzt war und nur in der Realisierungsnorm gewissen Restriktionen unterlag. Auch im Griechischen waren Plurikomposita vom Typ etwa von *Verkehrsflugzeugmotorenreparaturwerkstätte* grundsätzlich möglich, und gerade deshalb konnte z.B. Aristophanes mit Hilfe von zwar dem System nach möglichen, jedoch nicht "normalen" Komposita komische Effekte erzielen.

4.2.0. Gibt es nun hier eine funktionelle Homogenität der auf der Ebene der Sprachsysteme gegebenen Verschiedenheit, eine allgemeine Funktion, der die in den Sprachsystemen verschiedenen Funktionen als Spezifizierungen entsprechen? Mit anderen Worten: Kann man Partikeln, präfigierte Verben und Nominalkomposition funktionell in einen "sinnvollen" Zusammenhang miteinander bringen, sie auf ein einheitliches funktionelles Prinzip zurückführen? Wir glauben, daß dies ohne weiteres möglich ist. Dafür genügt allerdings nicht die bloße Feststellung der "Koexistenz", des empirisch gegebenen Zusammenhangs dieser Fakten (cf. 3.2.), sondern man muß eben ihre jeweilige Funktion im Sprachsystem bestimmen und, mehr noch, auch ihr tatsächliches Funktionieren im Sprechen näher betrachten, was wir hier freilich nicht ausführlich, sondern nur sozusagen "im Entwurf" tun können.

4.2.1. Die Partikeln haben im Deutschen die allgemeine Funktion, das Gesagte (bzw. das im Gesagten Gemeinte) in ein jeweils anders bestimmtes Verhältnis zu einem Kontext und/oder einer Situation (einschließlich der damit verbundenen Überlegungen des Sprechers und der Haltung des Sprechers und des tatsächlichen oder nur stillschweigend vorausgesetzten Hörers) zu bringen, und somit können sie u.a. den Gültigkeitsbereich des Gesagten präzisieren oder einschränken. So weist z.B. *zwar* auf eine Begrenzung hin, die später im Kontext durch *jedoch* oder *aber* eingeführt wird; *ja* und *wohl* setzen ebenfalls eine Grenze voraus, weisen aber darauf hin, daß das Ausgesagte mit Sicherheit (*ja*) oder wahrscheinlich (*wohl*) in den angenommenen Gültigkeitsbereich fällt. *Eigentlich* bezieht das Gesagte auf die Überlegungen oder die Einschätzung des Sprechers, *denn* hingegen verweist auf die Haltung eines anderen, insbesondere des Adressaten (auch eines nur eventuellen bzw. stillschweigend angenommenen). Man kann z.B. im Deutschen zwar auch ohne jegliche Angabe von kontextuell-situationellen Zusammenhängen *Wie spät ist es?* fra-

gen. In den meisten Fällen fragt man jedoch *Wie spät ist es eigentlich?* oder *Wie spät ist es denn?*, und zwar mit *eigentlich*, wenn dem Sprecher selbst einfällt, daß es spät sein könnte, mit *denn*, wenn er durch das Verhalten des Adressaten auf diesen Gedanken gekommen ist. Und im Falle von *Na, was ist denn schon dabei?* hat man einen Verweis auf die Haltung des Sprechers (*na*), einen weiteren auf die Haltung des (auch nur vorausgesetzten) Adressaten (*denn*), einen Bezug auf andere evtl. vergleichbare Situationen (*schon*) und einen Bezug auf die "aktuelle" Situation (*dabei*). Ähnlich waren die Funktionen der Partikeln des Altgriechischen, die ebenfalls jeweils einen bestimmten Bezug auf den Kontext und auf die Situation im o.a. Sinne ausdrückten¹⁴.

Kennzeichnend für das Funktionieren der Partikeln ist aber, daß man auf sie ganz oder teilweise verzichten kann, wenn die kontextuell-situationellen Zusammenhänge nicht präzisierbar sind, wenn man diese als schon eindeutig gegeben bzw. selbstverständlich ansieht oder wenn man sie nicht angeben will. In solchen Fällen kann man sehr wohl im Deutschen für *it. Che c'è?* einfach *Was ist?* sagen¹⁵. Es handelt sich dabei also um kontextuell-situationelle Determinationen, die in anderen Sprachen – z.B. den romanischen – zwar in der Rede mit Hilfe von okkasionellen Periphrasen angegeben werden können, die jedoch meist nicht "grammatisch" (einzelsprachlich) gegeben sind, im Deutschen hingegen (wie im Altgriechischen) eben als einzelsprachlich erfaßt erscheinen¹⁶.

4.2.2. Eine im Grunde analoge Funktion leisten die durch Präfixe "modifizierten" Verben. Sie beziehen nämlich den Verbalvorgang auf einen "realen" – meist räumlichen oder zeitlichen – Zusammenhang, indem sie z.B. den äußeren Ausgangspunkt, den Zielpunkt oder die Richtung dieses Vorgangs angeben. Dadurch wird der Verbalvorgang selbst "partialisiert", d.h. in seiner besonderen Art determiniert: *hinfallen* ist eine andere Art "Fallen" als *ausfallen, umfallen, abfallen* usw. Und auch hier kann man (oder u.U.: muß man) auf das Präfix verzichten, wenn der "reale" Zusammenhang eindeutig feststeht bzw. schon anders gegeben ist; cf. *hinfallen* gegenüber *auf die Knie (auf den Rücken, auf den Kopf, auf den Boden, ins Netz* usw.) *fallen*, oder *Die Blätter fallen ab* gegenüber *Die Blät-*

14 Cf. die knappe, aber treffende Charakterisierung von B.F.C. ATKINSON (²1952: 160): "The function of these [der Partikeln] was in most cases to connect a sentence with the foregoing or subsequent sentence, thus simplifying the grasping of the train of ideas", sowie seine scharfsinnigen Angaben zu *δὴ* ("the speaker appeals to common knowledge between himself and his audience") und zu *καὶ δὴ*, das "an unexpected affirmation" einleite.

15 Dadurch konnte der Eindruck entstehen, daß die Partikeln "überflüssig" seien. Daher auch die Haltung gewisser, offenbar an der Grammatik anderer Sprachen (wahrscheinlich des Lateinischen) orientierter Schulmeister, die sie als entbehrlich und als "Läuse im Pelz der deutschen Sprache" abtun möchten. Cf. dazu WEYDT (1969: 83).

16 Es stimmt aber nicht, daß die Partikeln in der gesprochenen Sprache etwa den Satzzeichen der geschriebenen Sprache entsprechen würden, noch daß sie im Gesprochenen stets durch die Intonation ersetzt werden könnten, denn in Wirklichkeit sind die Partikeln in der gesprochenen Sprache häufiger als in der geschriebenen. Richtig ist nur, daß die Intonation im Deutschen oft zusätzlich zu oder zusammen mit den Partikeln funktioniert und bisweilen auch "Partikelfunktionen" ausdrücken kann, wohingegen in anderen Sprachen, die über weit weniger Partikeln verfügen, die Intonation tatsächlich ähnliche, jedoch weniger eindeutige Funktionen übernimmt. Gegenüber solchen Sprachen ist das Deutsche dadurch charakterisiert, daß es die kontextuell-situationellen Zusammenhänge des Sprechens nicht stillschweigend annimmt und auch nicht bloß mit Hilfe des universellen Mittels der Intonation ausdrückt, sondern in der Form von einzelsprachlichen Funktionen "verbalisiert" hat.

ter fallen von den Bäumen (ohne ab). Ebenso brauchte man im Altgriechischen nicht stets ἀναπίπτω, κατεπίπτω usw. sagen; in vielen Fällen begnügte man sich mit dem einfachen πίπτω.

Auch hier handelt es sich also um kontextuell-situationelle Determinationen, die in anderen Sprachen entweder stillschweigend angenommen werden oder in der Rede mit okkasionellen Mitteln angegeben werden müssen, wohingegen sie im Deutschen als einzelsprachlich erfaßte Funktionen vorliegen. Dies erlaubt dem Deutschen einerseits, gewisse Inhalte zu präzisieren (cf. frz. *tomber, prendre* gegenüber den vielen deutschen *fallen-* und *nehmen-*Verben), andererseits aber auch Inhalte, die andere Sprachen als einheitlich erfassen und nicht weiter analysieren, als Arten allgemeinerer Inhalte darzustellen (cf. z.B. frz. *accepter, admettre, accueillir, maigrir* gegenüber dt. *hinnehmen, annehmen, aufnehmen, abnehmen*).

4.2.3. Auch die Nominalkomposition drückt im Deutschen einen Bezug auf einen außersprachlichen Kontext aus, nämlich auf den üblichen bzw. permanenten "realen" Zusammenhang, in dem ein "Objekt" oder ein "Faktum" steht und durch den es als Vertreter einer besonderen Species gilt bzw. gelten kann. So kann z.B. eine "Karte" auf das Fahren, auf das Eintreten, auf einen geographischen Raum usw. bezogen werden, wodurch sie zu einer "Fahrkarte", "Eintrittskarte", "Landkarte" usw. wird. Und daß es sich gerade um den Bezug auf diesen Zusammenhang handelt, zeigt sich dadurch, daß das Determinatum eines Kompositums auch allein gebraucht werden kann, wenn der determinierende Zusammenhang schon anders gegeben ist bzw. eindeutig feststeht. Vor einer "Landkarte" wird man sich auf sie einfach mit *Karte* beziehen; eine "Landkarte", die Frankreich darstellt, ist normalerweise eine "Frankreichkarte"; und wenn man von einem Konzert oder einer Theatervorstellung spricht, kann man ohne weiteres fragen, wo man die "Karten" dafür bekommt. Diese Auslassung des Determinans der Komposita ist im Deutschen in den meisten Fällen zulässig; sogar für *Lehrstuhl* kann man in einer eindeutigen Situation bzw. in einem eindeutigen Kontext das Determinatum allein verwenden (z.B. *der Stuhl für Physik an der Universität Tübingen*); und manche Sprecher betrachten, wie es scheint, auch *Hof* für *Bahnhof* (z.B. *Omnibushof*) als annehmbar. Die Fälle wie *Handschuh*, wo man unter keinen Umständen auf das Determinans verzichten kann (bei *Handschuh* nämlich auch in einem Handschuhgeschäft nicht), sind sehr selten¹⁷.

Gewiß handelt es sich dabei um "reale" Determinationen, die in anderen Sprachen entweder in den lexikalischen Einheiten mitgegeben sind oder syntagmatisch angegeben werden können; kennzeichnend für den deutschen Sprachtypus ist jedoch, daß sie in ihrem Bereich genauso wie die Präfixe der modifizierten Verben funktionieren, d.h. daß sie eben einzelsprachlich als Determinationen (Determinantia von Komposita) aufgefaßt werden

17 Es ist deshalb nicht nur ohne Belang, sondern auch einfach falsch, die deutsche Bevorzugung für die Komposita auf eine nicht weiter bestimmte Opposition "konkret"/"abstrakt" zurückzuführen und das Deutsche gegenüber einer romanischen Sprache wie z.B. dem Französischen als "konkret" zu charakterisieren. Das Deutsche ist von Fall zu Fall "konkreter" oder "abstrakter" als das Französische, je nachdem, ob die realen Zusammenhänge der bezeichneten "Gegenstände" angegeben oder weggelassen werden: "konkreter", wenn es *Eintrittskarte* und *Gießkanne* für frz. *billet* und *arrosoir* sagt, "abstrakter", wenn es dafür nur *Karte* und *Kanne* sagt.

und als solche entweder schon lexikalisiert oder zu jeder Zeit lexikalisiert sind: jedes deutsche Wort ist zugleich – potentiell – eine Determination für andere Wörter.

4.3. Die drei von uns hier berücksichtigten Faktenbereiche stehen also im Deutschen, wie im Altgriechischen – und zwar trotz ihrer Verschiedenheit auf der Ebene der Sprachsysteme –, tatsächlich in einem "sinnvollen" funktionellen Zusammenhang miteinander: sie entsprechen einer allgemeineren Funktion, nämlich dem in den drei Bereichen in gleichem Maße herrschenden und in vielerlei Formen wirksamen Bezug auf Kontexte und Situationen, und somit einem typologischen Gestaltungsprinzip. In dieser Hinsicht ist das Deutsche, wie das Altgriechische, eine "situations- und kontextbezogene" Sprache¹⁸; oder, wenn man will, eine "Sprech-Sprache": eine Sprache, die sehr zahlreiche und verschiedenartige Determinationen des Sprechens zu einzelsprachlichen Funktionen gestaltet und als solche in sich selbst aufgenommen hat¹⁹.

5. Ist das Prinzip der kontextuell-situationellen Bezogenheit das Prinzip des deutschen Sprachtypus oder wenigstens sein Hauptprinzip? Dies kann aufgrund des bisher Erörterten nicht behauptet werden und wäre auch vom Standpunkt der strukturell-funktionellen Typologie, wie wir sie verstehen, keineswegs zulässig. Das einzige, was man jetzt schon behaupten darf, ist, daß dieses Prinzip im Deutschen sicherlich zur Ebene des Sprachtypus gehört, daß es ein Merkmal oder eine "Einheit" des deutschen Sprachtypus ist. Die strukturell-funktionelle Typologie ist nicht etwa partielle oder differentielle Charakterisierung von Sprachen, sondern ausführliche Beschreibung der Sprachen auf der Gestaltungsebene des Sprachtypus. Um den deutschen Sprachtypus gebührend darzustellen, müßte man also die "Induktion" fortsetzen. Man müßte versuchen, viele andere (ja im Grunde alle) Fakten der deutschen Sprachsysteme entweder auf dasselbe Prinzip oder auf andere, mit diesem Prinzip zusammenhängende oder davon abweichende Prinzipien der gleichen Rangordnung zurückzuführen. Dabei könnte sich der Vergleich mit dem Altgriechischen als methodisch nützlich und ergiebig erweisen, wenn sich die übrigen Ähnlichkeiten dieser Sprache mit der deutschen entweder auf dasselbe Prinzip oder auf ähnliche Prinzipien wie im Deutschen zurückführen ließen.

18 In diesem Sinne habe ich schon in "Das Phänomen der Sprache und das Daseinsverständnis des heutigen Menschen" (COSERIU: 1967a: 21), wenn auch ohne ausdrückliche Begründung, das Deutsche typologisch als "Satz-Sprache" und als "kontext- und situations-relacionierende Sprache" zu charakterisieren versucht.

19 Auf den ersten Blick würde man auch für das Japanische ein ähnliches typologisches Prinzip annehmen, da auch das Japanische über eine Reihe von kontextangehenden Verfahren verfügt. Das Japanische drückt aber regelmäßig nur den "pragmatischen" (die am Gespräch oder am gesprochenen Tatbestand beteiligten Personen betreffenden) Kontext aus, der im Deutschen lediglich eine Komponente (und bei weitem nicht die wichtigste) des Komplexes "Situation – Kontext" darstellt. Daher im Japanischen u.a. das komplexe Honorativsystem, die Schattierungspartikeln am Ende einer Äußerung, das Vorhandensein von verschiedenen Verben für "geben" ja nach der Richtung des Gebens und dem Verhältnis zwischen den daran beteiligten Personen, die Empfängerdiathese: alles Fakten, die im Deutschen überhaupt nicht vorkommen oder nur schwach entwickelt sind. Dies ist übrigens auch ein eindeutiges Beispiel dafür, daß auf den ersten Blick ähnliche Funktionen und Verfahren zu sehr verschiedenen typologischen Zusammenhängen gehören können.